Schlagende Wetter!

Erzählung aus Mainzer alten Tagen von **A. Nordau.**

(A. Himmius.)

(9. Fortsetzung.)

Da ging die Thür auf, und in ihrem Rahmen stand derjenige, um den sich die Sorge der drei Männer in diesem Augenblick drehte, der junge Erwin, hoch und schlank, mit kräftig elastischem Gliederbau, die blauen Augen sprühend von Lebenslust, das Bild der Gesundheit. Als er die drei Herren in so ernstem Gespräch sah, trat er bescheiden zurück.

„Ich wollte Ihnen nur sagen, Vater," begann er, nachdem er Herrn Krätzer begrüßt, „daß ich heut noch vor dem Comptoirschluß einen Gang machen möchte, um einen Freund zu treffen, der mit der Post von Metz ankommt."

„Schon gut," erwiderte der Vater, in dessen Gesicht der Stolz über den blühenden Sohn aufleuchtete.

„Glauben Sie, Herr Krätzer, daß der General Marmont ein Krankheitsattest über unsern Erwin gelten läßt, wenn er ihn sieht?" fragte der jüngere Chef, Arnold Falk, als sich die Thür hinter dem Hinausgehenden schloß. „Ich glaub's nicht. Doch sei ruhig, Bruder, schließlich ist Seiner alles verschlingenden Majestät Gold beinahe ebenso lieb wie Menschenfleisch, und wo Du nicht weiter kommst, steht Dir mein Privatvermögen zur Verfügung."

Da umschlang die Hand des älteren Bruders die des jüngeren im festem Druck. Was alle die langen Jahre, die Ermahnungen der Eltern nicht vermocht hatten, das brachte die Härte des Schicksals zwischen ihnen zu Stande — Einigkeit. —

Viertes Kapitel.

Das Kaiserpaar war abgereist, und die Stadt ruhte aus von den Festen und Paraden, die in unaufhörlicher Reihenfolge sich abgelöst. Es war still geworden im goldenen Mainz, über dem der Maienglanz des Wonnemonds lag; wie ein Ausruhen war es über die Stadt gekommen.

Auch in dem Hause mit dem Marienblümchen über der Thür war es still, dort grollte Madeleine de Fremont mit dem Schicksal, mit Gott und der ganzen Welt. Sie hatte gestern die Nachricht erhalten, daß Emmerich Joseph von Dalberg im Begriff stehe, eine neue Verbindung einzugehen mit einer reichen Erbin, der Tochter der Marchese di Brignole-Sale in Genua.

Sie kannte die Dame, die nicht mehr jung und überhaupt früh gealtert war, wie es das Los der Südländerinnen ist. Sie konnte sich weder an Schönheit noch an Jugendreiz mit der Gräfin von Frempnt messen.

Ihr Herz litt nicht darunter, denn was war ihr der Herzog von Dalberg anders gewesen als ein Mittel zum Zweck! Aber sollte sie nun fortan ihr Leben in der Einsamkeit weiter führen, sollte sie ihre Jugend und Schönheit vergraben?

Sie war dazu geboren, in der großen Welt, mitten in der Bewegung zu leben; nun fühlte sie sich wie eine Ausgestoßene, vor der sich die Pforten des Paradieses zugethan haben.

Paris, das einzige, herrliche, die Stadt, in der es sich allein der Mühe verlohnte, zu leben, war ihr fortan verschlossen, Wien — der Kaiser Franz war der Schwiegervater Napoleons. Vielleicht hätte das glänzende Petersburg ihre Erwartungen erfüllt, aber wenn es wirklich zum Kriege mit Rußland kam, dann bot ihr die nordische Hauptstadt vorläufig nicht das, was sie vom Leben verlangte.

Dieser kleine eiserne Mann mit dem verschleierten Blick, der sich zu so durchdringender Schärfe zuspitzen konnte, beherrschte ja die ganze civilisirte Welt. Franz von Greiffenklau hatte recht gehabt, wenn er vor Jahren sagte: „Man muß Europa fortan meiden, wenn man Napoleon aus dem Wege gehen will." —

Die Domuhr hatte bereits die zwölfte Stunde geschlagen, Madeleine befand sich noch im Morgenkleide und starrte trübe zum Fenster hinaus. Die enge Straße verbarg ihr viel von dem Glanz des schönen Maientages, aber daran dachte sie nicht. Sie hatte eine schlechte Nacht gehabt, was kümmerten sie wonnig linde Lüfte und Vogelgesang. Heut hatte sie nach Wiesbaden hinüberfahren wollen, wo es jetzt viel distinguirte Fremde gab; aber dann erfuhr sie, daß dort die Erbgroßherzogin Stephanie von Baden, die Nichte Napoleons, sich aufhielt, und sie wollte keinem Mitglied dieser verhaßten Familie begegnen.

„Frau Gräfin haben noch nicht Ihre Chokolade getrunken," sagte Toinette mit kummervollem Blick.

„Nimm sie heraus, ich mag nichts genießen."

„Soll ich vielleicht alles für die Toilette herrichten?" fragte die Zofe.

„Nein! Ich werde klingeln, wenn ich Dich brauche. Laß mich allein."

Geräuschlos verschwand Toinette, nachdem sie das unberührte Frühstück abgeräumt.

Da fuhr draußen ein Wagen vor.

Madeleine hatte es nicht gehört, die Außenwelt war in ihrer augenblicklichen Stimmung für sie versunken, sie hörte nicht einmal, daß Jemand die enge, gewundene Treppe heraufkam. Zornig sah sie Toinette, die ganz verstört hereinstürzte, entgegen.

„Ich sagte Dir doch, daß ich allein sein wollte!" herrschte sie die Dienerin an.

„Es ist hoher Besuch da," flüsterte die aufgeregte Zofe, „und Frau Gräfin noch nicht in Toilette! Seine Hoheit der Großherzog von Frankfurt!"

„Der Großherzog —"

Das Wort erstarb der Gräfin auf den Lippen. Was wollte ein Dalberg bei ihr, der Verfemten?

Doch sie kam kaum zum Besinnen, denn Toinette sagte: „Seine Hoheit wird gleich im Vorzimmer sein, er folgt dem meldenden Diener fast auf den Fuß."

Nun siegte doch das Weib in der noch eben von Weltverachtung Erfüllten, aber ein Blick in den hohen Pfeilerspiegel sagte ihr, daß Madeleine de Fremont trotz ihrer achtundzwanzig Jahre noch keine Toilettenraffinements brauche, um schön zu sein.

Das Morgenkleid von weißer chinesischer Seide mit dem reichen Spitzenbesatz sah aus wie ein Feengewand, das dunkle Haar war leicht und ungekünstelt am Hinterkopf aufgenommen, und über dem goldenen Pfeil, der es hielt, ringelten sich einzelne Locken auf den weißen Nacken herab.

Karl von Dalberg sah das alles mit einem Blick, als er jetzt eintrat.

Ein eisig hochmüthiger Ausdruck lag in dem schönen Gesicht, zwischen den feinen Brauen eine leichte Falte, als Madeleine, auf einen Sessel deutend, fragte: „Welcher glücklichen Schicksalsfügung habe ich einen so illustern Besuch zu danken?"

Da rückte er seinen Sessel dicht zu dem ihren heran und nahm ihre beiden Hände trotz ihrer leisen Abwehr fest in die seinen. „Lassen wir alle Formalitäten und conventionellen Redensarten beiseite. Es ist Karl von Dalberg, der alte Freund, nicht der Großherzog, der zu Lena Erthal kommt. Wissen Sie noch, liebe Lena — lassen Sie mich Sie so nennen, ich könnte ja beinahe Ihr Großvater sein — wie ich Sie einst auf den Knien geschaukelt, wie ich damals, als Sie in tollem Uebermuth, weil der wilden Lena nichts wild genug war, die Pferde Ihres Oheims beinahe zu Schanden gefahren hatten, die Schuld von Ihnen abzulenken wußte? — Ich sage das nicht, um mir jetzt damit ein Relief zu geben, sondern nur um an alte, liebe Zeiten zu erinnern. Denken Sie daran, mein liebes Kind" — seine weiche Stimme sprach diese Worte mit besonders einschmeichelndem Klang — „und Sie werden vielleicht geneigt sein, mir Gehör zu schenken. Brauche ich Ihnen zu sagen, wie sehr ich die letzten Vorgänge bedauere? Wäre mein Neffe meinem Rath gefolgt, so müßten wir jetzt nicht auf so Unliebsames zurückblicken. Ich wußte wohl, daß diese Verbindung ungefähr dasselbe bedeutete, als wenn man ein feuriges Rassepferd mit einem schläfrigen Maulthier zusammenspannt. Sie wären unglücklich geworden, Lena, danken Sie Gott, daß es nicht zu einer Verbindung kam. Oder reizte Sie die Herzogskrone so sehr? Es giebt noch andere Kronen, die man gewinnen kann, und meine schöne, stolze Lena ist ganz dazu nagethan, sich ein glänzendes Schicksal zu schaffen. Sie lösten an jenem Abend die Verlobung, Gräfin, das weiß alle Welt. Ich sorgte dafür, daß es bekannt wurde, und — ich konnte Sie ob dieses Handelns auch nicht tadeln. Emmerich Joseph ist ein guter Mensch, aber für eine Lena Erthal paßt er nicht."

Der feine Diplomat schwieg einen Moment, er mußte seinen Worten Zeit lassen zu wirken, aber er bemerkte auch mit Befriedigung, daß unter diesen Worten der eisig hochmüthige Ausdruck geschwunden war und die Gräfin, das Kinn leicht in die Hand gestützt, ihm jetzt wie in stillem Sinnen gegenüber saß.

„Ja, ich löste die Verlobung," wiederholte die Gräfin die Worte Dalbergs, und es ging wie ein Schimmer der Genugthuung über ihr Gesicht.

„Sehen Sie wohl, liebe Lena," fuhr der Großherzog fort, „es ist ganz so, wie mein Neffe es mir beschrieb, und ich konnte Ihnen deshalb, wenn ich auch gewollt hätte, nicht zürnen. Nun zürnen auch Sie dem armen Emmerich Joseph nicht, wenn er, doch ein wenig durch diesen schnellen Refus kompromittirt, im „depit amoureux eine neue Verbindung einging. Liebe war es nicht, Sie kennen ja die Dame, kann sie sich mit einer Lena Erthal messen? Sie können nur ein Bedauern für den armen Bräutigam haben, der sich vor der Welt ja nur rehabilitiren wollte, als er so plötzlich und grausam verschmäht wurde."

Madeleine wirbelte der Kopf.

In welch anderer Auffassung wurde ihr plötzlich die Sache dargestellt. Danach war ja sie diejenige, die den Herzog gedemüthigt, nicht er sie. — Vielleicht hatte sie sich doch zu sehr in eine Bitterkeit verrannt, zu der sie gar nicht berechtigt war, denn sie hatte ja dem Herzog den Verlobungsring fast vor die Füße geworfen und dann das Zimmer verlassen, ohne sich weiter um ihn zu kümmern; was sollte er eigentlich anders thun, als was er gethan?—

Der Großherzog hatte wieder eine Kunstpause eintreten lassen, nachdem er den Spieß so geschickt umgedreht, dann begann er wieder: „Sie werden sich doch nun nicht in die Einsamkeit vergraben wollen, das sähe ja ganz nach einer böswillig verlassenen Braut aus. Nein, Lena, das dürfen Sie nicht. Zeigen Sie sich der Welt, so stolz und unnahbar wie Sie immer gewesen, und die Lästerzungen, wenn es welche giebt, werden schweigen."

„Ja doch, aber wo, sagen Sie mir, wo?" rief die Gräfin leidenschaftlich.

Und alle die trüben Vorstellungen, die sie sich noch eben gemacht, zogen an ihrem Geist vorüber.

„So darf ich Ihnen einen Vorschlag machen, Frankfurt ist freilich kein Paris, aber man nennt meinen Hof einen Musenhof. Urtheilen Sie selbst, ob die Menschen recht haben, und kommen Sie morgen Abend, wo ich wieder empfange. Wollen Sie, Lena?"

„Nein, nein!" wollte sie rufen. Noch kam ihr der Gedanke nach allen den bitteren Kämpfen, die sie durchlebt, ganz unmöglich vor.

„Natürlich kommen Sie," fuhr Dalberg mit seiner einschmeichelnden Stimme fort, „denn Sie werden sich sagen, daß der Welt am leichtesten der Mund geschlossen wird, wenn man Sie bei mir gesehen hat. „Da können keine Conflicte gewesen sein," wird es heißen, „was faselt man nur?""

Und nun ging der Großherzog im leichtesten Conversationston auf andere Dinge über, denn es besaß wohl selten Jemand so die Gabe interessanter Unterhaltung wie er.

Er hatte von der Gräfin noch keine Zusage erhalten, aber ein Karl von Dalberg sprach überhaupt keinen Wunsch aus, der ihm nicht bereitwillig gewährt würde.

Die Zeit verging wie im Fluge, eine Stunde war dahin wie ein Traum, und als Dalberg endlich Abschied nahm und noch einmal mit seinem sonnigen Lächeln in der Gräfin Antlitz schaute, da lag auf ihrem Antlitz ein Lächeln und sie sagte: „Ich komme, Hoheit!"

Fünftes Kapitel.

Es war in der That ein Musenhof, den Karl von Dalberg überall, wo er residirte, um sich versammelte. Wohl Niemand hat es so wie er verstanden, die bedeutenden Männer und Frauen seiner Zeit zu begeisterungsvoller Freundschaft für sich zu entflammen. Wäre er nichts als ein reicher, vornehmer Privatmann gewesen, so stände sein Bild rein und ungetrübt vor den Augen der Nachwelt. Aber der Staatsmann Dalberg, dessen schwankender Charakter ihn jeder Strömung folgen ließ, forderte nicht mit Unrecht die schärfste Kritik seiner Zeitgenossen heraus. — Im Thurn und Taxisschen Palais, dem späteren Bundesrathspalast, in der Eschenheimer Gasse hatte der Großherzog von Frankfurt seine Residenz aufgeschlagen, und hier wurden jene berühmten Abende gefeiert, die, frei von jedem steifen Ceremoniell, nur der Geselligkeit im anmuthigsten, geistreichsten Gewande gewidmet waren.

Madeleine de Fremont trat zum ersten Mal in einen Kreis, von dem sie viel gehört, den sie aber niemals aus eigener Anschauung kennen gelernt hatte.

Da sah man den ernsten Denkerkopf Friedrich Christoph Schlossers neben dem feinen, satirischen Gesichte Merks, der von Darmstadt herübergekommen war, da trat Clemens Brentano ein mit seiner Schwester Bettina, die seit einem Jahr die Gattin Achims von Arnim geworden. Die drei Engverbündeten waren auf der Reise nach Italien, um den Spuren Goethe's zu folgen und in Rom Karoline von Wolzogen nebst ihrem Gemahl zu treffen.

Der Bankier Bethmann schüttelte Clemens Brentano so kordial die Hand, als hätte er ihm niemals seine excentrische Nichte, Auguste Busmann, entführt, von der er nach kurzer Ehe längst wieder geschieden war.

Im Kreise der schönen Geister gab es keine Conflicte und banalen Streitigkeiten, und wo sie dennoch auftauchen wollten, da vertrieb sie ein geistreiches Bonmot des Großherzogs.

Die leidige Politik war an solchen Abenden verbannt, und selbst der Fürst Metternich, der, eben auf der Durchreise von Wien nach Paris, bei dem Großherzog abgestiegen war, mußte für kurze Zeit den ernsten Staatsmann abstreifen, der nur einen Lebenszweck kannte, die Geschicke der Völker mit gewandter Hand zu lenken.

Nur ein gekröntes Haupt befand sich außer dem Großherzog in diesem Kreise freier Geister, das war die junge Erbgroßherzogin Stephanie von Baden, Josephinens Nichte. Noch war sie ein lächelndes, rosiges Kind, das mit den Napoleoniden zu ungeahnter Höhe emporgestiegen, von Glück und Glanz umgeben, einer sonnigen Zukunft entgegen zu gehen schien; noch ahnte sie nichts von den Thränen, die sie dereinst in reichem Maße vergießen sollte, als sie, aller ihrer Hoffnungen beraubt, eine unglückliche Mutter, einsam und freudlos nach Napoleons Sturz dastand.

Die Dichterin Amalie von Helwig trug eben ein von ihr verfaßtes Gedicht vor, das in etwas steifen Alexandrinern den Genius der Kunst feierte, während Prinzessin Stephanie, die sich bei den langathmigen Versen herzlich langweilte, mit dem Grafen Beust und ihrem Vetter Tascher de la Pagerie hinter dem Fächer ein scherzhaftes Wortgefecht führte.

Nun zog sie Madeleine neben sich auf das kleine Sofa, das, halb von seidenem Vorhang versteckt, in einer von großen ausländischen Blattpflanzen gebildeten Laube stand.

Was kümmerte es sie, wem ihr großer Oheim seine Gnade oder Ungnade angedeihen ließ! Sie hatte sich herzlich gefreut, die einstige Freundin ihrer Tante Josephine wiederzusehen, die sie an die köstlichen Tage ihrer Mädchenzeit im Tuilerien-Palast erinnerte. und es gar nicht bemerkt, daß Madeleine anfangs nur widerstrebend auf den kordialen Ton eingegangen war, den die Prinzessin sofort anschlug.

Stephanie erzählte von ihrem Aufenthalt in Wiesbaden, von dem neuen Kurhause, dem Leben, das man dort führte.

Eine interessante Fremde, die sich seit Kurzem dort aufhielt, zog die Augen der ganzen Gesellschaft auf sich. Sie war sehr elegant und hatte ein distinguirtes Aeußere, schien viel von der Welt gesehen zu haben, aber es umgab sie ein mystisches Dunkel. Obgleich sie nicht in den Hofkreisen verkehrte, denn dazu war man trotz des vornehmen Namens, den sie trug, nicht genug über ihre Familie orientirt, hatte die Prinzessin doch zuweilen mit ihr gesprochen und sich an ihrer Unterhaltung erfreut.

Von Zeit zu Zeit besuchte sie ein Herr, von dem man nicht wußte, in welchem Verhältniß er zu ihr stand, ob Gatte oder Bruder. Er sah ebenso elegant und vornehm aus wie die schöne Frau, aber gerade dies geheimnißvolle Dunkel, das die Fremden umgab, machte sie nur um so interessanter.

Jetzt wurde das Gespräch unterbrochen. Der Großherzog näherte sich der Gruppe, in seiner Begleitung befand sich ein Herr, eine neue Erscheinung.

„Pardon, princesse," sagte Dalberg, „wenn wir stören. Aber der Freiherr von Greiffenklau möchte den Damen vorgestellt werden. Wenn ich nicht irre, so ist es ein alter Bekannter von Ihnen, Gräfin!"

Da standen sie sich plötzlich gegenüber, die sich jahrelang nicht gesehen, und wohl zum ersten Mal verlor die stolze, weltgewandte Madeleine die Fassung. Sie schaute dem Mann, der sich tief vor ihr verneigte, mit geisterhaftem Blick entgegen und fand nicht gleich das richtige Wort. Doch das war nur ein Moment, für alle andern nicht bemerkbar, die Konvenienz, die hier ihren Herrscherstab schwang, machte ihre Rechte geltend.

„Der Baron ist erst heute von England hier angekommen," sagte Dalberg erläuternd, „und wird uns viel Interessantes berichten können. Unserem Freunde Brentano haben wir es zu verdanken, einen so interessanten Gast, der uns so viel aus der Welt berichten kann, bei uns zu sehen."

Es war allerdings eine bedeutende Erscheinung, dieser Mann mit dem Adlerblick, der breiten, eckigen Stirn und dem energischen, festgeschlossenen Munde. Die kraftvolle Gestalt paßte zu dem Ganzen, nur nicht die langgegliederten, schlanken Hände. Man sah es ihm an, daß er mit dem Leben hart gekämpft, aber, wenn auch vielleicht nicht überall als Sieger hervorgegangen, so doch niemals unterlegen war.

„Erzählen Sie uns, Baron, von Ihren Erlebnissen," hatte der Großherzog in seiner liebenswürdigen Weise gebeten, und der Freiherr sprach einfach und schlicht, aber vor den Augen der staunenden Zuhörer entrollten sich gewaltige Bilder, fesselnd in ihrer Naturwahrheit. Da stand man am felsigen Ufer, das von den lang dahinrollenden Wogen des großen Oceans bespült wurde. Geheimnißvoll rauschte der Urwald, und der südliche Himmel glühte im purpurrothen Schimmer, der, sich in violett-bläuliche Farbentöne auflösend, die ganze wundervolle Pracht über das Meer ergießt. Der Schrei des Jaguars, das Kreischen des lustigen Affenvolkes und das Flattern der Vögel, die wie glänzende, buntfarbige Edelsteine aus der grünen Wildniß auftauchen, giebt dem gewaltigen Bilde Leben und Bewegung.

Jetzt tritt der rothe Krieger aus der Felsenhöhle, in der er auf Jagdbeute gelauert hat, hervor. Die Adlerfeder schmückt seine Stirn, und an seinem Gürtel blitzt der Tomahawk. Er ist dem weißen Mann feindlich gesinnt, denn er ahnt es instinktiv, daß der Träger der Civilisation rastlos vorwärts dringen wird in die Wildniß, und die Ureinwohner des Landes an dieser Civilisation untergehen müssen. Es ist ein Rassenkampf auf Leben und Tod, dieser Kampf um die Herrschaft der Erde. —

„Und Sie sind aus allen Gefahren glücklich hervorgegangen?" fragte die Prinzessin Stephanie lebhaft.

„Mit einigen Denkzetteln, die man mir mitgab, Hoheit!" sagte Greiffenklau. „Zweimal rettete mich allerdings meine Unverschämtheit — ich bitte um Verzeihung für das harte Wort. Unsere Ansiedelung war von den Apachen Nachts überfallen, die meisten davon getödtet, die andern, unter denen ich mich befand, gefangen. Man hatte uns die Hände und Füße mit Stricken gebunden, aber das weiche Moos des Urwaldes bot uns ein leidliches Lager. Ich war sehr müde, doch störte mich das Gespräch der rothen Krieger, die darüber beriethen, auf welche Weise sie uns am nächsten Morgen in das Jenseits befördern wollten. Da rief ich endlich, in dem sehr rechtfertigten Wunsch nach Ruhe, denn wir hatten die vorhergehende Nacht gekämpft und waren am nächsten Tage durch die Sonnengluth meilenweit gewandert, man möge nun endlich schweigen, denn wir wollten schlafen. Darüber schlief ich ein. Die rothen Krieger mögen wohl sehr erstaunt gewesen sein über den kecken Gefangenen, denn ich erfuhr später, sie glaubten, daß ich vom großen Geist ganz besonders begünstigt sei, und wagten sich nicht an unser Leben. Zu unserer Ueberraschung wurden wir am nächsten Tage nicht getödtet, sondern mußten weiter wandern durch den Urwald, bis wir in das Lager der Apachen kamen. Dort saß der Häuptling in der vollen Würde seiner hohen Stellung auf einem thronartigen Sessel. Man bedeutete uns, dem Thron des Häuptlings auf allen Vieren rutschend, das Gesicht zur Erde, zu nahen. Ich aber ging aufrecht zu der kupferfarbigen Majestät, setzte mich neben ihn und schüttelte ihm freundschaftlich die Hand. Der Herr konnte sich über diese Keckheit zuerst nicht von seinem Erstaunen erholen, schließlich rettete sie aber wieder mir und den Meinen das Leben, denn man hielt sie nur für möglich, wenn man sich unter dem besonderen Schutz des großen Geistes befand." —

Der Baron hatte seine Erzählung beendet. Jetzt ertönten Flügel- und Harfenklänge und Achim von Arnim recitirte dazu melodramatisch eine Dichtung Dalberg's: „Gefühle eines Christen".

Es war eine schöne Frau im weißen, griechischen Gewande, die mit den brillantenfunkelnden Fingern in die Goldsaiten der Harfe griff, eine verkörperte Muse, die Gräfin Tascher de la Pagerie, Dalberg's Nichte, und neben ihr Meister Duffek mit dem häßlichen Künstlergesicht und dem weltverlorenen Blick.

Und als dann der Vortrag beendet, da erhob sich stürmischer Jubel, man feierte den Dichter. Weinend, in sentimentaler Gefühlsschwelgerei sanken sich die Damen in die Arme, Bettina plünderte einen Lorbeerbaum, der mit anderen Blattpflanzen das Zimmer schmückte, flocht daraus mit geschickten Händen einen Kranz und überreichte ihn dem Großherzog mit pathetischen Worten, indem sie einen Weihekuß auf seine Stirn drückte.

(Fortsetzung folgt.)

Südliche Sträflings-Farmen.

In der letzteren Zeit hatte man aus unserem Süden fast nur unerfreuliche Geschichten gehört, die sich so ziemlich alle um das Lynchmord-Unwesen drehten. Jetzt kommt endlich einmal eine andere Kunde, obwohl auch diese in das Kriminalfach einschlägt.

Bekanntlich ist eine Reihe Südstaaten nicht mit Zuchthäusern beglückt; ihre Sträflinge werden an Kohlengruben-, Steinbrüche- und andere Unternehmer ohne besondere Garantie ausgepachtet, und es sind schon viele entsetzliche Geschichten über die Grausamkeiten bekannt geworden, denen sie dort unterworfen werden. Da und dort hatte sich, wenn man von besonderen Skandalen und Ungesetzlichkeiten hörte, eine Legislatur zum Einschreiten aufgerafft und einen Untersuchungs-Ausschuß ernannt, der auch ein Bischen untersuchte. Das war gewöhnlich das Letzte, was man von der Angelegenheit hörte, bis wieder eine neue dergartige Sensation durch die Presse ging.

Indeß scheint es doch, daß einige jener Greuel-Geschichten das öffentliche Gewissen mehr, als blos vorübergehend, geweckt haben. Waren ja doch nicht blos „Nigger" unter den Opfern derselben.

Nach neuerlichen Meldungen haben drei Südstaaten, nämlich Mississippi, Louisiana und Texas, eine bessere Lösung der Frage gefunden, was sie mit ihren Sträflingen anfangen sollen. Vorerst wenigstens ist man mit den Erfolgen des betreffenden Experimentes ganz zufrieden, dessen Ausführung auch da, wo Zuchthäuser vorhanden sind, nicht unmöglich ist. Mississippi hatte in diesem Falle das erste Vorbild geliefert. Die beiden anderen genannten Staaten folgten dem Beispiel bald, und es ist davon die Rede, daß auch Georgia, Alabama und andere baumwollziehende Südstaaten in nächster Zukunft das gleiche thun werden.

Es handelt sich nämlich um die Beschäftigung der Sträflinge auf besonderen Farmen, in diesem Falle Baumwoll-Farmen, wo sie für den Staat selbst arbeiten, ihre Kost und Behausung selber verdienen und überhaupt daran gewöhnt werden, sich mit regelmäßiger ehrlicher Arbeit der Hände selber zu erhalten. Mississippi hat bereits zwölf große Sträflings-Farmen im Yazoo-Strombelta, welche unter Kontrolle des Staates stehen.

Man berechnet, daß diese Farmen heuer im Ganzen einen Profit von 125,000 bis 150,000 Dollars über sämmtliche Unkosten der Kultivirung des Landes, die Interessen auf das angelegte Geld und den Unterhalt der Sträflinge hinaus erzielen werden, und man ist schon daran, noch weitere 12,000 Acker Land, welche der Staat Mississippi kürzlich angekauft hat, für diesen Zweck zu benutzen. Auch haben bereits verschiedene einzelne Counties dieses Sträflingsfarm-System mit Erfolg probirt.

Natürlich ist die ganze Sträflings-Beschäftigung eine heikle Frage, mit der sich bekanntlich schon viele unserer Staatsbehörden und Gesetzgebungen den Kopf zerbrochen haben, und es kommt viel darauf an, Schädigungen der Interessen der freien Arbeit dabei zu vermeiden, daher mit der Wahl der Sträflings-Beschäftigungen sehr sorgfältig zu sein.

Allgemeine Regeln lassen sich da nicht aufstellen, sondern die örtlichen Arbeitsverhältnisse sind in erster Linie maßgebend. Es mag sein, daß nur nichtgewinnbringende Arbeit für diesen Zweck angängig ist; es mag aber da und dort auch sein, daß das Gemeinwesen die Sträflingsarbeit gewinnbringend verwerthen kann. In der südlichen Baumwollzucht ist diese Seite der Frage nicht von solcher Bedeutung, wie sie anderwärts wäre, und bis jetzt ist keine ungünstige Wirkung dieser Sträflingsfarmen auf die sonstige Arbeit sowie auch auf das Baumwollengeschäft ersichtlich, dessen Preise sich behauptet haben. Die Baumwolle, welche der Staat Mississippi ziehen kann, scheint nicht genügend, um einen „umstürzenden" Einfluß zu üben. Das weitere wird freilich von dem dauernden Bestand des vorliegenden Systems abhängen, und es muß noch eine offene Frage bleiben, ob die ganze Sträflingsarbeit im Süden unbedenklich in der Baumwollzucht verwerthet werden könnte.

Was übrigens das Interesse der freien Arbeit an dieser Frage anbelangt, so wird man sicherlich von dieser Seite weit weniger gegen ein solches System einwenden, als gegen die pachtweise Beschäftigung der Sträflinge in Kohlengruben und überhaupt solchen Betrieben, welche der organisirten Arbeit wenigstens nahe stehen. Und im Allgemeinen ist ebenfalls die Auspachtung der Sträflinge für die sonstigen Arbeits- und Geschäfts-Interessen nicht günstiger, als ihre Verwendung in der vorliegenden Form, öffnet aber den schlimmsten Mißbräuchen Thür und Thor!

Und die Sträflinge selber, die doch sozusagen auch noch Menschen sind? Es braucht kaum näher dargethan zu werden, daß es eine viel bessere moralische Wirkung üben muß, soweit eine solche überhaupt noch möglich ist, wenn sie ihre Strafe direkt im Dienst des Gemeinwesens abbüßen, als für sogut wie unverantwortliche Privatpersonen; ebenso braucht nicht besonders versichert zu werden, daß sie besseres Obdach, bessere Pflege, besser Disziplin haben und ständiger an derselben Lokalität beschäftigt sind, und überdies in der freien Luft des Feldes. Dies alles kann nur gute Folgen haben, im Hinblick auf den allgemeinen Zweck des Strafwesens, und die Gewöhnung an geregelte und gesunde Selbsterhaltungs-Arbeit der einen oder anderen Art wäre auch dann, wenn das Gemeinwesen keinen weiteren Profit dabei erzielte, für dieses ein entschiedener Gewinn. Wenn nicht alle Anzeichen trügen, hat sich Mississippi ein wirkliches Verdienst mit dem Vorantritt auf diesem Wege erworben, — was noch nicht sehr häufig vorgekommen ist.

Den Fall Santos besingt ein Barde der Berliner Lustigen Blätter in folgenden Versen: „Der Luftschiffer Santos im „Aeronef" — Versteht die Geschichte aus dem „ff", — Er hat das Problem der Lenkbarkeit — Gelöst in der vorgeschriebenen Zeit, — Er hat es gelöst mit Eleganz, — Das heiß a peu pres, beinahe, nicht ganz, — Es fehlte zur Lösung, wie man hört, — Eine Kleinigkeit, gar nicht der Rede werth. — Und hätte der Wind nicht so stark geweht, — Und hätte sich nicht der Ballon gedreht, — Und wäre das Wasserstoffgas nicht entwichen, — Und hätte der Schwerpunkt sich ausgeglichen, — Und hätte das Hintertheil sich nicht gesenkt, — Und hätt' sich das Ganze besser gelenkt, — Und hätte der Motor weiter getrieben, — Und wär' der Ballon länger oben geblieben, — Und wäre er nicht mit riesigem Krach — Statt vorwärts zu fliegen, gebumst auf ein Dach, — Und hätte der Rand nicht am Giebel gehangen, — Und hätte sich nicht die Gondel verfangen, — Und hätte sich nicht die Maschine geneigt, — Und hätten nicht alle Ventile gestreikt, — Und wären die Seile nicht durchgeschnitten, — Und hätt' Santos nicht auf dem Giebel geritten, — Und hätte er können heruntertaumeln, — Statt hilflos oben am Dache zu baumeln, — Und wär' sein Ballon nicht in Fetzen gerissen, — Und hätt' man die Lumpen nicht fortfegen müssen, — Das Alles ist ja doch schließlich denkbar, — — Dann wäre sein Luftschiff völlig lenkbar!"

* * *

Eine Schauspielerin, deren Augen wie Diamanten glänzen, ist nie besorgt, sie aus Reklamezwecke zu verlieren.